Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 9. Januar

1921 / Nr. 7

Hölderlin.

Novelle von
Paul Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Ich war bei einem Freunde zu Besuch, der es sehr alter Mann still und zurückgezogen in einer Universitätsstadt lebte. Wir hatten von den Umwälzungen in Deutschland gesprochen, von den tiefen Veränderungen, die sie im Wesen des deutschen Volkes hervorbrachten; und indem wir im Stillen dachten, wo das Volk in ganz ähnlicher Weise sich völlig verändert, hatten wir davon gesprochen, ob das Volk in der Art rücker und junger Wölfer liege, daß ihr Wesen noch nicht höher, sondern unter äußeren Einflüssen sich leicht wandelt.

Ich stand am Fenster und sah auf die Straße. Da ging ein Mädchen vorüber, ein Student mit einem jungen Mädchen, wohl eine Studentin. Die beiden waren im bloßen Kopf, mit Muffen, der junge Mann in Anstehen, das Mädchen im kurzen Abendrock; sie trugen beide schwer mit ihren besagten Muffen. Der junge Mann ging einen halben Schritt voraus und das Mädchen folgte ihm häftig. Ich rief meinen Freund aus Fenster und zeigte ihm die beiden. Betrachtete sie die Jüge des Mädchens," sagte er, "sie sind anständig, fast könnte man sagen, förmlich, sie sind tief eingezogen; betrachte sie die schlendern Bewegungen, die Arme, den weiten Schritt, das nicht lebende Auftreten der Füße, die Haltung des Körpers, welche das Tragen dieser Last anzuzeigen scheint. Darf man sich wundern, daß die Gemüthsart überhand nimmt, wenn man sieht, wie weiblich die Natur, Jagdbüchse, und Heiterkeit schwand? Wir sprechen von den Aufregungen der Liebe, Freundschaft und Kameradschaft, die in manchen jugendlichen Kreisen herrschen, nicht in den schlichten, wo man verzeihen hat, daß die Jungfräulichkeit eines Festes ist, daß ein Mädchen sich einem Mann nur geben darf, wenn sie sich ihm für immer gibt, der Mann ein Mädchen nur begehrt, wenn er an einen ewigen Bund denkt über das Grab hinaus, an Kinder und Kindeslinder; und wir kamen dann auf die letzten Reden dieser Erscheinungen, die in dem Entstehen des Proletariats liegen, einer Klasse, welcher alle Voraussetzungen der Freiheit und Menschlichkeit fehlen, und die es verstanden hat, in steigendem Maße dem gesamten Volk ihr Wesen aufzudrängen im Namen eben von Freiheit und Menschlichkeit. Die beiden jungen Leute waren längst mit früheren Schritten die Straße hinunter gegangen und bogen um die Ecke. Mein Freund wies auf das Mädchen und sagte: Das unglückliche Wesen glaubt freier zu sein als ihre Mutter und Großmutter, dem Manne gleich zu sein, das höchste erreichen zu können, der junge Mann glaubt freier zu sein, daß er ihr Freund ist. Die beiden haben nichts erreicht, als daß sie in den Lebenskreis des Proletariats zu ihrer eigenen gemacht haben; jedes ein Mittel zu sein für die gemeinen Bedürfnisse der anderen und dadurch sich selber und den anderen zu zerstören."

Wir schlugen eine Weile, wo darüber in diesen Dingen das Gleiche. Mein Freund hatte sich in seinen Lehntuhl zurückgelegt, der mir noch aus seinem dürftigen Hause vertraut war, dann erzählte er eine Geschichte aus seiner Jugend. Er hat über ein Menschenalter mehr als ich, er hat noch die allerhöchste bürgerliche Zeit unseres Volkes mit Begeisterung erlebt.

Mein Heimatort war ein Städtchen von etwa sechshundert Einwohnern. Die Leute ernährten sich vom Bergbau, der auf flautigen Gründen betrieben wurde. Der weitaus größte Teil der Bewohner wurde deshalb durch die Bergleute gebildet. Außer ihnen gab es die nötigen Handwerker, dann einige Kaufleute. Landwirthschaft konnte nicht betrieben werden, weil die Gegend zu rauh war. Über alles um die Stadt lagen Wälder, und ein Teil der Bergleute hatte ein kleines Häuschen, ein paar Ziegen der Bergleute und eine Kuh oder zwei. Die obere gesellschaftliche Schicht wurde durch die höheren Beamten und übrigen Studierten gebildet, es waren die Bergleute natürlich nicht an sich länger wie heute; aber in einer solchen Gesellschaft waren noch eben die Voraussetzungen einer höheren Bildung gegeben, sie lebte einfach und in natürlichen Verhältnissen, die einzelnen stellten nicht falsche Ansprüche an das Leben und hatten dadurch Zeit, sich mit Geistesgenüssen zu befassen. Die unteren Schichten merkten, daß die höheren persönlichen Eigenschaften hatten, die ihnen abgingen, und erkannten deshalb willig ihre Ueberlegenheit an. Es gab also keinen Reiz nach daß der Unteren, dadurch auch nicht Mißtrauen und Neid der Oberen.

Man konnte die obere Schicht auf eine fünfundsiebzigjährigen Familien beschreiben. Ich hätte man die Kinder mit, rechtlich man die unterenstehenden jungen Männer mit ein, so konnte man etwa anderthalb hundert Menschen annehmen, die sich nach ihrer Verhältnisse genau kannten und untereinander mehr oder weniger befreundet waren. Was das bedeutete, das mag man sich heute nicht mehr klar. Damals wurden die Beamten noch nicht auf hohe Stufen befördert, sie blieben in ihrer Heimat; und so gingen denn die Beziehungen nicht bloß zu den angestammten Verwandten, sondern es war ein neues Geistes- und Wissenschaften vorhanden, das über die Zeiten zurückreichte, zu Eltern, Großeltern und Urgroßeltern. Man konnte in unserem Staat eine Familie, die schon seit Generationen, so weit man sich entsinnen konnte, zu der herrschenden Klasse gehörte, eine "hohle

Familie." Die "hohlen Familien", das war also eine Aristokratie, die sich ganz natürlich auch hatte, wie auch unter den Handwerkern und Bergleuten eine Aristokratie war. Vielleicht das letzte Liebeslied dieser Gesellschaftsverfassung war der Offizierskrieg; denn der Offizierskrieg an unsern Universtitäten ist ja schon längst zerfallen.

Als mein Freund seine Geschichte beginnen wollte, da unterbrach er sich plötzlich und sagte: "Was will ich eigentlich erzählen? Es ist ja nichts, das geistreich ist, wenigstens nichts, das ich erzählen kann; aber vielleicht glückt es mir, die Worte zu finden, welche einem Einband von dem erzeuget können, was wenig, von den Menschen, von Gesinnungen, die nun unüberwindlich verloren sind."

Es kam ein junger Gerichtsrath in das Städtchen, namens Schöler. Er kam aus einer hiesigen Familie. Sein Vater war Landrath, sein älterer Bruder war Arzt, sein Großvater war Kreisarzt gewesen. Mein Freund wollte ihn schildern, er wurde ungeduldig und sagte: "Aun, damals sah man gut aus in unsern Kreisen und hatte anständige Formen." Schöler las viel und brachte eine schöne Bibliothek mit. Es lebten mehrere junge Mädchen in dem gesellschaftlichen Kreis, welche in dem Alter waren, daß sie an Verlobung und Ehe denken konnten; zwei von ihnen waren schon verlobt, der dritte mußte man, daß junge Männer des Kreises sich um sie bewarben; nur ein Mädchen war frei, das einzige Kind des Landrats, ein Fräulein von Oppen.

Die Familie von Oppen hing mit Familien zusammen, die in der romantischen Zeit für unser Schrifttum bedeutend gewesen waren; der Landrat hatte eine große Bibliothek, die von Vater und Großvater geerbt, sorgfältig gepflegt und vermehrt wurde; er bewahrte alle Briefsammlungen und Tagebücher auf. Am Abend versammelten sich die Familien um den runden Tisch, die Frauen hatten eine weibliche Arbeit, der Vater las aus einem Dichter vor. Er hatte eine Vorliebe für die italienische Dichtung, er las italienisch ebenso wie Frau und Tochter. Damals konnte man noch nicht so einfach nach Italien reisen, die drei Leute waren nie in dem Lande gewesen, dessen Dichter sie so verehrten, aber sie hatten viele Bilder von Städten und Kunstwerken gesehen und mußten sich vorzustellen, was ihnen so lieb und teuer war.

Fräulein von Oppen war damals etwa zwanzigjährig, eine schlanke Blondine mit feinem Gesicht, hohen und großen blauen Augen und starken, schiefen Zähnen.

Mein Freund erzählte mir die Geschichte in den Familien, er wurde freundlich aufgenommen, man erkundigte sich nach den Angehörigen, alle Reden erzählten aus der Universtität, wo sie mit dem Vater des jungen Mannes zusammen gekommen waren; die Frauen mußten bald, daß er noch nicht weiblich gefesselt war. Es war augenscheinlich, daß er seinem ganzen Wesen zu Fräulein von Oppen sagte, und wenn auch in dem Kreise nicht gerade erzählt wurde, daß die beiden sich demüthig verloben würden, so wurde doch darüber gesprochen, daß eine solche Verlobung nachtheilich und natürlich sei und daß jeder die beiden nochgerateneren jungen Personen einander gönne.

Die Deutschen haben es nie zu einer gesellschaftlichen Form, einem Lebenskreis kommen gebracht. Damals, auf dem Höhepunkt des Bürgerthums, hatte sich zu etwas herausgebildet, aus dem sich ein Lebenskreis vielleicht hätte entwickeln können, wenn es natürlicher gewesen, wenn die Idee, welche das Bürgerthum befeuert, weiter getragen hätte. Man hatte das, was man die "Begeisterung" nannte; jede Familie gab einmal oder auch zweimal im Jahre eine Gesellschaft, in der man zunächst ein begehrenes Festmahl genoß und dann die Aelteren sich zu Spiel und Unterhaltung setzten, in dessen für die Jüngeren das größte Zimmer zum Tanz ausgedrückt wurde. Man veranstaltete gemeinsame Ausflüge im Sommer, Schifferfahrten im Winter. Dann kamen noch gelehrliche Einzelbesuche der Familien untereinander oder der jungen Herren in Familien, denen sie nachstehen. Es war sehr schön, daß Verlobungen bei den größten Bekanntschaften geschahen; die Gesellschaften, wo das Paar nebeneinander saß, bei Schüttelfestungen und Ausflügen, wo der jung Mann seine Mädchen führte.

Ein solcher Zustand hat als Voraussetzung allgemeine Sarmlosigkeit und guten Sinn, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Gemeinhalt, wie es in einer großen Familie sein mag; und in Wahrheit bildeten ja die "hohlen Familien" auch eine einzige Großfamilie, zu der die unteren Schichten in irgend weichen menschlichen Beziehungen standen. So nahm denn nun auch hier die ganze Stadt Antheil an den beiden jungen Leuten, die für einander bestimmt schienen. Bei jeder Gesellschaft wurden sie zusammengeführt, bei Ausflügen wurde es immer so eingerichtet, daß sie zusammen kamen. Man freute sich des statlichen und vornehmen Paares. Nicht eine Anspielung wurde gehört; aber man fand es selbstverständlich, daß die beiden sich immer fanden.

Wir verheiratheten die Gesellschaften immer, wenn wir sie uns begrifflich klar zu machen luden. Was nennen wir Liebe? Die beiden jungen Leute liebten sich. Sie hatten sich gefunden in einem Gespräch über die Verse am Anfang des Paradieses:

Berche sprechende fe al no diure
Postro intelletto fe profonda tante,
Che retro la memoria non può ire.

Sie liebten, daß das, was diese Verse von der Seligkeit sagen, auch auf ihren Zustand zutrifft. Was kann von einem solchen Zustand einem mitgeteilt werden? Nichts, denn er ist nur zu erleben, zu erleben von Menschen, welche die höchste seelische Spannung haben — von der freilich die unglücklichen Menschen heute nichts mehr ahnen. Stellen wir uns vor, wie der Schilten vor dem Hause der Geliebten steht, der Jüngling die Schritte hinaufsteigt, die Tür öffnet. Die Jungfrau, die ihn erwartet, kommt ihm entgegen, mit dem Hauch, in die Wägen und Helmsche, mit leuchtenden Augen; die beiden gehen nebeneinander die Treppe hinunter, der Jüngling reicht dem Mädchen die Hand, sie gibt ihm drei Finger und springt in den Schilten, dann springt er noch, wehnt seine und Füße. Nicht die Rede zu, bez

stücker hinter ihnen treibt die Herde an, und klingelnd fliegt das Geheul auf der glatten Bahn fort, trifft sich mit anderen Geheulen, und bald fliegt die lange Reihe im Freien weiter und weiter. Unglücklich drückt sich das Mädchen zur Seite, um den Nachbarn nicht allzu sehr zu berühren, schon hält der Jüngling sich auf seinem Platz. Stellen wir uns dieses Bild vor und denken wir an das andere Bild des Mädchens, das wahrscheinlich nicht mehr Jungfrau ist, die in schweren Schuhen und mit hängenden Schuhten einen halben Schritt hinter dem jungen Mann hergeht; dann sehen wir die Unmöglichkeit ein, das andere vorzumachen.

Damals lebte noch eine Sitte, die von den besseren Vorvordern übernommen war: das Schiltenrecht. Auf der Heimfahrt durfte der Herr seiner Dame einen Fuß rauben. Die Gesellschaft war zu einem entfernten Fortschuß gefahren; die Fräulein hatte Kaffee getrunken, die Frauen und Mädchen hatten Kuchen mitgebracht, man hatte gegessen und getrunken, dann hatte man getanzt nach den Klängen eines alten Spielmusik; auch die Fräulein hatte es sich gefallen lassen müssen, mit ungedrückt zu werden. Der Mond stand klar am Himmel, die Straße war hell, als man abfuhr. Die Reize der Schilten war nicht mehr gelöst. Jeder war gefahren, wie die Herrschaften eingieingen waren, so befanden sich denn unsere Beiden allein; hinter ihnen stand der Aufseher; auch er war mit in der ungeschicklichen Verschönerung der Stadt, gutmüthig sagte er: "Das Schiltenrecht, Herr Meffior, ist aber es keinem wieder." Während bogte sich der junge Mann über die Geliebte. Da sah er in ihren Augen zwei große Thränen stehen, die Wippen zitterten, und sie bildete ihn schreck an. Er sprach zurück, dann sagte er: "Ich bitte um Entschuldigung." Sie drückte ihm unter der Decke dankbar die Hand.

Die Bäume standen im Dunkel. Die Zweige waren taufendfach verästelt sichtbar, an jedem kleinsten Zweiglein die Gitterstäbe angehängen. Der Schnee niederfiel unter den Ästen der Kasse, es flirrte und rauschte gelegentlich einmal in den Ästen, die abgemessenen Schellen der Herde klangen. Ich habe nie wieder eine solche Winternacht erlebt."

Unvermutet schloß mein alter Freund seine Erzählung mit dem Ich, und plötzlich wurde es mir klar, daß er mir unter fremdem Namen seine eigene Geschichte erzählt hatte. Er war unverheiratet. Ich fragte ihn: "Und hat Fräulein von Oppen später einen andern Mann geheiratet?" Er schüttelte den Kopf. "Ich habe sie kürzlich besucht, sie lebt noch in dem Städtchen. Das Städtchen ist noch das alte, aber die Menschen haben sich verändert."

"Was ist das, was da geistreich ist?" fragte ich im Selbstgespräch mein alter Freund. "Wenn man meine Jahre erreicht hat, dann lebt man nicht mehr heftig, man empfindet sein Leben als Gleichnis, wie man alles als Gleichnis empfindet, man ordnet es auch ein in die allgemeine Bewegung der Menschheit und weiß; magst du noch so unbedeutend sein, es hat sich in deinem Leben keine Zeit geändert, wie sie sich in jedem Stuhl äußerer, denn damals ein Fröhler machte, in jeder Lebensfrist, die damals ein Mensch sich bildete."

Wie wurde es klar, als ich die Gedichte las, die jetzt eben während des Krieges, aus Hölderlins Nachlass herausgegeben wurden. Ich heute können wir Hölderlin verstehen.

Mein Freund griff den Band aus dem Bücherbrett und las: "Denn sie, sie selbst, die älter denn die Zeiten Und über die Güter des Abends und Drients ist. Die Natur ist jetzt mit Wasserflang erwacht. Nach festem Geheh wie einst, aus heiligem Chaos gesungen, Führt nie die Begeisterung sich, Die Allerhoffende wieder."

Ja, für Hölderlin war die Natur erwacht, aber nur für ihn allein, für keinen Deutschen sonst. Drum, wenn du schloßen sie scheint zu Zeiten des Jahres Am Himmel oder unter den Pflanzen oder den Bäumen, So trauer der Dichter Angestalt aus. Sie scheinen allein zu sein, doch ahnen sie immer. Sie scheinen allein zu sein," sagte Hölderlin; er war allein. Wäre er nicht allein gewesen, wir hätten uns gefunden; aber in uns fühlte nicht "neu die Begeisterung sich". Was waren wir denn? Wir waren arme, kleine Menschen, welche den Dichter brauchen, um zu leben; wir hatten den Dichter nicht.

"Es ist richtig, was Sie sagen," erwiderte ich. "Wir haben die Menschen von heute?"

Berufsberatung.

Sonett.

Ein Dichter willst du werden? Freund, leh' um!
Du läufst in die Sahara, um zu trinken.
Ins Wasser springst du, um nicht zu versinken.
Mit wirt du nicht, wofl aber freif und tramm.

Sich schmeichelt dir, wenn ich dich nenne dünn.
Du löst ein Lorbeerreis am Ziele willen!
Laß dich's ergöhen wie das Sternensinken!
Denn der es schmeichelt, der liegt für immer krumm.

Was läufst du aber mit wohlgerundeten Schuhen
Und trinkst den Wäldwein aus bewährten Schilten!
Dum Angler die Herd zum Dohrenreißer?

Es sind die Tagelöhner, große Hehn.
Die dienen hier wie dort am Rassenhehn.
Laß dich beraten, Freund, und wofl ein — Schreier.
Adolf Kamm.